

Heide Wilts **Inseln jenseits der Zeit**

(Leseprobe: Malekula)

[...]

Am Nachmittag erster Landgang: Der schon betagte Chief Saitol und dessen Sohn John Eddie nehmen uns in Empfang. John Eddie ist Manager des „Talivu Saitol Resort“. Auf einem Schild in der Nähe lesen wir:

*HEFAH SAR CULTURE CLUB „Small Nambas“
To promote understanding between people
custom dancing, gift exchange, pig killing feast – welkam.*

John Eddie begleitet uns zum kleinen Dorf, direkt am Ufer der Bucht. Wie alle Küsten-Dörfer der Insel wurde es um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert unter dem Einfluss christlicher Missionare gegründet; früher lagen die Siedlungen gut versteckt im Inselinneren. Ein alter Co-op-Laden am Weg stammt aus der Zeit, als das Land hier eine große Plantage war; alle halbwegs ebenen Flächen wurden damals mit Kokospalmen bepflanzt. Aber auch heute stellen die Bewohner noch Kopro her: Gerade hat sich ein altes Kopraboat vors Riff gelegt und sein flaches Beiboat an den Strand geschickt. Von allen Seiten kommen Männer mit prall gefüllten Säcken auf dem Rücken aus dem Busch und beladen es.

Im Dorf wird gearbeitet: Frauen kürzen mit Buschmessern den Rasen um den Dorfplatz und um die Strohütten. Kleine Kinder laufen nackt herum. Schweine suhlen sich in Schlammputzen.

Ulrich: „Zwei kleine Jungs nehmen meine Hand ‚I like you, I like you very much‘, sagen sie und schauen mich mit großen Augen an. Kinder schenken mir dauernd Muscheln, berühren meine Arme, meine Beine. Und als ich mich auf einem Stein setzte, strich mir ein Bewohner über den Kopf. Irgendwie sind die Leute hier unglaublich naiv. Wie lange noch?“

Die „Small Nambas“ – ihren Namen erhielten sie nach ihrer männlichen Minimalbekleidung – tragen nun Hosen und Shirts im Alltag und geben gegen Entgelt einen kleinen Einblick in ihre Kultur. Doch der Umgang mit Besuchern ist für sie noch keine Routine: Wir spüren echtes Interesse, Liebenswürdigkeit und das Bestreben, alles richtig zu machen,; aber auch große Unsicherheit und Erwartung.

Im Gegensatz zu Ulrich, der sehr jung wirkt, ist Erich mit seinem Vollbart hier der große Kinderschreck, jedenfalls bei den kleineren. Kaum haben sie ihn erblickt, fangen sie an zu heulen und verstecken sich hinter ihren Müttern. Um Kontakt bemüht, zeigen wir unsere Bildbände. Allmählich legt sich die anfängliche Scheu der Bewohner und sie unterhalten sich mit uns, einige auf Englisch, andere auf Französisch: Natürlich hätten sie am Sonntag das Erdbeben gespürt.

„Wir hatten große Angst. Am nächsten Tag hörten wir, dass es von Ambrym ausging.“ Etwa ein Mal pro Monat zitterte der Boden. Vor ein paar Jahren und früher habe

es auch starke Beben gegeben, mehrere Meter hohe Tsunamis zerstörten die Küstendörfer. „Die angebundenen Schweine ertranken, die Menschen konnten ins Landesinnere fliehen. Zwei Generationen lang lag die Kultur brach.“

Wie fast alle Inseln des Landes wächst auch Malekula ständig, weil es durch die vulkanischen Kräfte angehoben wird. Die Südküste ist deshalb auch noch nicht durch Erosion geglättet, sondern besonders im Osten noch erheblich zerklüftet.

Wir besuchen die kleine Presbyterianer-Kirche, die auch als Schule dient. Während des Unterrichts wird viel gesungen und erzählt. „Das Geld für Papier, Bleistifte und Bücher fehlt“, sagt die Lehrerin, die selbst nur die „Primary School“ besucht hat. Doch das größte Hindernis für jeden Außenstehenden ist die Sprache: Allein auf Malekula gibt es 30 verschiedene Stammessprachen – laut Kirk die Insel mit der größten linguistischen und kulturellen Vielfalt.

Eine Chancengleichheit mit Schülern der „zivilisierten“ Welt wird es für diese Kinder nicht geben. Warum auch! Wer sagt denn, dass sie auf ihre Weise nicht auch ein erfülltes Leben leben können? Artig stellen sich die Kleinen zum Gruppenfoto auf und singen uns zum Abschied ein Lied.

Wir tauschen im Dorf noch ein paar Bananen und Pampelmusen gegen ein T-Shirt und schlendern dann, von einer Schar Kinder begleitet, zurück zum Dingi.

Abends schallt wildes Geheul und Getrommel zu uns herüber: Sie üben, denn sie haben uns ein Kastomfest versprochen.

Den ganzen nächsten Tag großes Programm mit Kastomtanz und Laplap-Zubereitung (das Traditionsgericht). Alle im Dorf sind sehr engagiert: Die Frauen raspeln Kokosnüsse, Maniok-, Yams- und Tarowurzeln vor den Hütten, pressen dann die Flüssigkeit aus der Raspelmischung, verteilen sie auf Taro- oder Bananenblätter und belegen sie mit allerlei Grünzeug, kleinen Zwiebeln, Muscheln vom Riff und Corned Beef. Zum Schluss werden die Fladen mit Kokosmilch beträufelt, die Blätter darüber gefaltet und mit Pandanusstreifen zu flachen Paketen verschnürt.

Die Männer sorgen fürs Herdfeuer, reiben mit einem kleinen Stock so schnell gegen einen Ast, dass sich der um ihn herumgelegte Kokosbast entzündet, setzen damit aufgeschichtete Holzscheite in Brand, in deren Glut sie mehrere große und kleine Steine erhitzen. Dann graben sie ein Loch, legen die großen Steine hinein, die Laplap-Pakete darauf und kleine Steine darüber. Zuletzt wird der Erdofen mit Blättern und Kopräsäcken abgedichtet. Nach dem Tanz wird das Gericht fertig sein.

Allgemeiner Aufbruch zum traditionellen Tanzplatz: Auf dem Weg dorthin begleiten wir die beiden Schwestern der Lehrerin, die Zwillinge Juliette und Atlene, die etwas Französisch sprechen. Sie haben ihre Kleider gegen traditionelle Röcke aus getrockneten Pandanus- und Bananenfasern eingetauscht, zu deren Fertigung sie etwa eine Woche gebraucht haben. Wir sind fast am Ziel, als von hinten plötzlich ein Truck mit Vollgas anbraust. Hals über Kopf flüchtet das Fußvolk in die Büsche und der Fahrer hat seinen Spaß. Hier gilt noch das Recht des Stärkeren, kein Problem bei einem einzigen Auto im Umkreis von hundert Kilometern.

Der Tanzplatz der Männer – auch sie haben inzwischen traditionelle Kleidung,

Borkengürtel und „kleine Nambas“ angelegt – ist von dichten, hohen Hecken umgeben. Ihre Tänze sind tabu für Frauen, ausgenommen für weiße. Alle anderen Verbote gelten auch für Fremde. Ulrich: „Zum ersten Mal werde ich mit einem Tabu-Ort konfrontiert. Wie ein Schießhund passt einer der Einheimischen auf, dass wir den Tanzplatz erst nach Aufforderung von Chief Saitol betreten und markierte Grenzen nicht überschreiten ...“

Während der Vorbereitungen fühle ich mich ein wenig, als stünde ich in voller Kleidung am Nacktstrand. Dabei stört mich weniger die ungleiche Garderobe als dass diese Menschen ihre Geheimnisse preisgeben und wir ihnen außer Geld nichts bieten.

Dann hält Chief Saitol, bunte Federn im krausen Haar, eine Willkommensrede. Mit Blüten geschmückte Tänzer legen jedem von uns eine Palmblätterschleife um den Hals – all das ist sehr persönlich gehalten und zeigt kaum Professionalität. Den Auftakt zum Tanz geben der Chief und die Dorfältesten am Rande des Platzes mit kleinen Bambusschlitztrommeln, die sie sich umgebunden haben. Und schon wirbeln die Männer im vorgegebenen Rhythmus, begleitet von den eigenen urtümlichen Gesängen und dem Rasseln der Nusschalen um ihre Fesseln, hüpfend und stampfend über die Lichtung. Nach jedem Tanz verschwinden sie im Nakamal (Zeremonienhaus), vor dem bunt bemalte, aus Holz geschnitzte Gestalten – die „Bubus“ – Wache halten. Nach wenigen Minuten erscheinen sie mit neuer Maske: grünen Blätterkleidern, Vogelgesichtern, Spitzhüten oder auch mit Pfeil und Bogen oder Speer, auf diese Weise in Buschgeister, Dämonen oder Krieger verwandelt, je nach der traditionellen Bedeutung des Tanzes bei Initiation, Hochzeit, Aufstieg in einen höheren Rang oder Krieg.

Zum Teil sind die Tänze wild und kämpferisch mit kraftvollen Sprüngen und drohenden Gebärden. Was uns heute für ein Foto willkommen ist, war vor wenigen Jahrzehnten noch blutiger Ernst. Fletcher 1912: *„Die Insel Malekula ... ist heute so kannibalisch wie vor hundert Jahren. Noch in diesem Jahr haben die Inselbewohner zwei mit Maschinengewehren, Handgranaten ...bewaffnete Strafexpeditionen der Regierung in die Flucht geschlagen und etliche Angehörige der weithin berühmten New Guinea Police ...getötet und gefressen ...*

Letzten Sonntag fielen sie über einen ganz harmlosen Pflanzeher, töteten und verspeisten ihn und zogen sich dann mit sechs seiner Arbeiter in den Busch zurück, wo sie diese bei lebendigem Leibe aßen ...“

Nach der Aufführung weist uns der Aufpasser nochmals auf die Tabu-Zonen hin: bloß keinen „faux pas“ auf dem Weg zum Tanzplatz der Frauen. Zwei Trommlerinnen schlagen den Takt, und etwa 30 Tänzerinnen unterschiedlichen Alters in Grasröcken und mit schwarz bemalten Gesichtern singen und hüpfen, einander gegenüber, auf der Stelle. Die meisten blicken dabei zu Boden. Nur Atlene, Juliette und Mary, die hübsche 19-jährige Tochter von Chief Saitol, stecken sich gegenseitig mit Lachen an, lachen sich die Scheu von der Seele.

Nach Beendigung wirken sie alle fröhlich und gelöst, frischen ihre Bemalung auf, schwärzen auch ihre Kinder noch ein wenig an und posieren für Erichs Kamera.

„Was bedeutet der Tanz?“, frage ich unseren Sittenwächter.

„Der Tanz sagt: Ihr dürft uns anschauen, aber wir sind tabu für euch. Unsere Frauen tragen jetzt auch ‚culottes‘ (Unterhosen).“

Hier an der Küste, wo die „Small Nambas“ seit vielen Jahren an den Besuch von Kopra- und anderen Händlern gewöhnt sind, haben sich ihre althergebrachten strengen Sitten etwas gelockert. Die Menschen wollen teilhaben an den modernen Errungenschaften, wollen Geld verdienen. Inzwischen haben sie auch begriffen, dass ihre Ressourcen und Naturschönheiten geschützt werden müssen und dass Ökotourismus eine gute Alternative ist zum Ausverkauf ihrer Wälder. Deshalb unterstützen sie ihn und bauen Resorts – und tragen „culottes“.

„Ist doch eine tolle Möglichkeit für die armen Leute hier, ein wenig Geld zu verdienen!“, finden zwei australische Werbefachleute, die im Auftrag findiger Tourismusmanager hier gerade alles fotografisch unter die Lupe nehmen und uns Yachties als Touristen-Dummies anheuern, um in den noch leer stehenden Resorthütten zu posieren.

Bisher haben sich nur wenige Globetrotter nach Banam Bay verirrt. Das merken wir an dem unvoreingenommenen und liebenswürdigen Verhalten der Menschen uns gegenüber. Sobald wir anlegen, eilen Kinder und Erwachsenen herbei, um unser Dingi zu tragen, uns zu begleiten, und das nicht nur, damit wir keine Tabus verletzen. Die Menschen bringen uns eine Freundlichkeit entgegen, die man in touristisch erschlossenen, vielbesuchten Gebieten nicht mehr unbedingt in dieser Form findet. Man hat Zeit zum Plaudern, freut sich über ein Lächeln. Die kulturzerstörende Devise „time is money“ hat noch keinen Einzug in das Leben der Bewohner gehalten.